

Unter den ewig Armen

Autor(en): **Keller, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **56 (1952-1953)**

Heft 8

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666111>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

UNTER DEN EWIG ARMEN

von Prof. Adolf Keller

Für die Pessimisten ist das abgelaufene Jahr ausserordentlich anregend und verführerisch gewesen, denn es fehlte nicht an Nachrichten und Ereignissen, die das europäische Gemüt in fast jedem Lande tief umdüstern konnten. Es schien tatsächlich als ob so eine Art nibelungischer Götterdämmerung heraufziehe, bei der nicht nur unser altes, europäisches Haus in Flammen aufgehen könnte, sondern sogar unsere bisherige Ideenwelt, unsere Kultur, die Welt unserer höchsten geistigen Werte. Man durfte diese pessimistischen Stimmen nicht leicht nehmen. Es ist im Grunde doch nicht nur Kriegsgeschrei in der Luft, in den Palavern der internationalen Konferenzen, sondern man riecht sozusagen Pulverrauch und Verschwörung gegen den Frieden und vor allem den furchtbaren Hass, der das Völkerleben noch weithin über alle Grenzen hinweg vergiftet. Dieser Hass ist etwas Dämonisches, ja Satanisches. Er ist der eigentliche Zerstörer. Er hat aber eine furchtbare Schwester: Das ist die Angst. Nur die Gemütskranken in der Schweiz wissen, was die Angst ist. Der gewöhnliche Schweizer fühlt sich noch zu stark gesichert, um in Angst zu leben. Wir sind auch zu wenig geplagt worden, um einen weissglühenden Hass zu empfinden. Dafür leiden wir unter einer Art von Gehässigkeit, die im Grunde in einem stark verdünnten Hass gegen das andere, das Fremde, den Unbekannten sich austobt und eine sehr dunkle Note in unserem sonst bescheidenem Schweizerglanz bedeutet.

Ein bekannter Schweizer Schriftsteller sagte mir kürzlich: «Sie glauben gar nicht, wieviel Gehässigkeit und Neid auch auf dem Gebiet der Kunst, in den literarischen Cliquen, in den Minderwertigkeitskomplexen der biedereren Schweizer vorkommt.»

Für Europa ist die Angst vielleicht noch gefährlicher als der Hass. Bei uns versteckt sich die europäische Angst hinter der schweizerischen Konjunktur, die heute bekanntlich noch günstig steht. Aber worauf ist denn diese glückliche Geschäftskonjunktur aufgebaut? Auf unserem Rohmaterial? Wir haben keines. Auf unserer Industrie? Sie ist ja abhängig vom Ausland, von Zöllen, Handels-

verträgen, Kriegsrüstungen, von der sogenannten Fremdenindustrie, die eigentlich ein komischer Name ist, also ob die Fremden auch so ein Rohmaterial wären, das wir zu bearbeiten hätten? Oder auf unserer Tüchtigkeit? Ach, wieviel tüchtigen Menschen ist es schlecht gegangen! Man glaubt es nicht, wenn man den glücklich schwatzenden Frauen in den Confiseries zuhört oder den jassenden Eidgenossen, denen man die Angst nicht ansieht. Aber die Angst ist anderswo zu Hause, sogar in verschwiegenen Studierstuben unserer Kulturträger, die mit ernsten Gesichtern die heimischen Penaten von ihren hohen Sitzen heruntersteigen sehen und ein Vorgefühl haben von einer Beerdigung europäischer Kultur.

Die Nachdenklichen unter ihnen suchen ihre Kritik oder ihre Angst zu benennen. Denn etwas, was man nennen kann, ist weniger gefährlich als das Unbekannte. Dann steigen Einsichten auf, die eben nur in einer solchen kritischen Zeit geboren werden. Da ist einmal die grenzenlose Macht der Technik. Wir haben manchmal Angst, sie verschlinge die Seele der Menschen. Technisierung bedeutet Entseelung, obschon sie äusserlich als eine Herrschaft des Geistes über die Materie erscheint.

Darin steckt auch eine andere kritische Einsicht, nämlich die Erfahrung von der Ohnmacht des Geistes. Der Geist scheint nicht mehr in unsere reale Welt hineinzuwirken, in die Politik, in die Wirtschaft, in unsere sozialen Kämpfe. Man kann sie nicht rationalisieren, dem Verständnis zugänglich machen. Es wirkt etwas Wildes, Dämonisches, Unerhörtes, was nicht Geist ist. Der Geist ist der grosse Verheisser, der von einem hohen, heiligen Ja kündigt. Dieser Dämon aber ist der grosse Verneiner, der «Geist, der stets verneint», auch sich selbst und uns zwingt, im Nein zu leben, statt im Ja. Sogar die Kirchen sind davon nicht verschont. Denn der Geist scheint nicht weit über den Kirchturm hinaus zu wirken, in die Politik, in die Wirtschaft hinein, wo es zumeist bleibt, wie es ist. Die Welt ist wie die Kirche, voll von guten Plänen, von gutem Willen, von Programmen und sitzfesten Komitees. Aber der Weltkarren steckt doch

im Sumpf, und wenn sich auch die Räder drehen, so reissen sie den Wagen nicht heraus.

An was kann man sich denn nun halten in einem solchen Chaos? Wo können wir ein Lichtlein anzünden oder uns von einer Hoffnung tragen lassen? Wir gehören ja doch zu einem hoffnungslosen Geschlecht.

Aber die Optimisten lassen den Mut nicht fallen. Wer sind denn heute die Optimisten? Die Kinder? Die Jugend überhaupt? Die Millionen von wackeren Frauen, die arbeiten und nicht verzweifeln und gar keine Zeit haben, über Pessimismus und Optimismus nachzudenken? Die echten Optimisten sind zwar immer Gläubige gewesen. Jene höheren Naiven, die sich eben trotzdem und immer wieder freuen können an einem schönen Sonntag in der Natur, an einem lieben, reinen Menschenantlitz, an einem freundlichen Gespräch, an einem tiefen Wort, und damit das Chaos wenigstens für einen Augenblick wieder in Ordnung bringen.

Aber können wir denn noch so naiv sein? Die Zeitlage ist doch zu kritisch, und wir wollen uns nicht um diese kritische Zeit herum schwindeln, aber uns auch nicht einfach tatenlos darein ergeben. Ich habe kürzlich einen Film gesehen, in dem der Kampf eines Arztes gezeigt wird, der sich unter den Eskimos in einem kalten Winter mit furchtbaren Unbilden der Natur, mit Stürmen, Eisbären und sogar Wölfen herumschlagen muss. Er hat mir selbst ein bisschen Mut gegeben und

mich zum Widerstand, zum Kampf und zum neuen Flug ermuntert. Es ist unglaublich, was der Mensch aushält, der noch an etwas glaubt. Das hält ihn, rettet ihn. Vielleicht hat das Zusammenbrechen so vieler früherer Stützen in der Politik und in der Wirtschaft wenigstens das Gute, dass wir uns nicht mehr so sehr auf die brüchigen Stützen der Politik und der Welt überhaupt verlassen. Wer sich heute auf die Politik verlässt, der ist verlassen. Es soll uns durch solche Erschütterungen wohl beigebracht werden, dass wir noch auf etwas anderes hoffen können, das uns nicht enttäuscht und nicht verlässt. Schutz und Hilfe ist unter den «ewigen Armen Gottes» — und sonst nirgends. Nicht einmal in unserer so hoch gerühmten menschlichen Tüchtigkeit. Es scheint mir der Sinn unseres Misslingens zu sein, dass wir wieder lernen, uns an die rechten Stellen zu wenden und zu jenen «armes de la vie» «Waffen des Lebens» zu greifen, die der Dichter der Verzweiflung, Vercors, mitten in aller Not plötzlich in die Hand bekam als ein neues Vertrauen.

Die heutige geistige Krise ist letzten Endes eine Krise des Vertrauens. Ob wir als Verzweifelte noch hoffen können, nicht weil wir dieses oder jenes Rezept in der Tasche mit uns tragen, sondern weil wir uns von den «ewigen Armen» gehalten fühlen — daran entscheidet sich unser inneres Schicksal. Darum rufen wir in diesem kritischen Augenblick unserem Geschlecht wiederum zu: «Wir heissen euch hoffen!»

'S goht alls sy Wäg

Albin Bühler

Es chunnt di öppemol so a,
wo meinsch, es gang nit rächt;
dr Nochber syg vill besser dra,
vill besser no sy Chnächt.

Du machsch dy Sach johruus — johry
un schaffsch vo früe bis spot.
Du chönntsch nit ohni 's Wärche sy,
weisch nit wie d'Zyt vergoht.

Was wottsch no meh? Wie möchtisch's ha'
's goht alls sy Wäg. 's isch guet.
's bruucht alls sy Zyt. Dänk eischer dra!
Un nie verliersch dr Muet.

Aus dem neuen Gedichtband
«Wenn e schöne Tag vergoht»